

HUNDEHAUT

Zum ersten Mal entdeckte ich die Anmut der Welt in den Zügen meiner Mutter. Sie war eine wunderschöne Frau, die in einer Säuglingsschule arbeitete, wie man damals die Kinderkrippen nannte. Jeden Morgen nahm sie mich mit in ihre Gruppe, und auf dem Heimweg am Nachmittag beschwerte ich mich darüber, daß sie mit den anderen Kindern viel liebevoller umging als mit mir. Das galt vor allem für einen Jungen aus unserem Viertel, dem sie ständig beteuerte, wie sehr sie ihn mochte. Auf seine weiße Schürze waren die beiden einzigen Buchstaben aufgestickt, die ich schon kannte, als ich dann in die Schule kam: N.T. Ich war schrecklich neidisch auf den Jungen mit den Initialen N.T. Mutter lachte mich aus und meinte, ich sei der einzige, den sie liebe. Dabei strich sie mir über den Kopf. Diese brennende Mißgunst, die ich nie verbergen konnte, wenn wir auf der Straße oder bei einem Spaziergang einen Bekannten trafen, verdiente nur den Namen Eifersucht. Sie verschwand erst, als ich die andere Seite der Medaille zu sehen bekam, die häßliche Fratze der Welt.

Wir wohnten damals zur Miete im ersten Obergeschoß eines Ziegelhauses, das sich noch in Privatbesitz befand, nicht weit vom Zentrum Tiranans entfernt. Neben uns, in einem Abstand von etwa dreißig Metern, erhob sich ein hohes Gebäude, zu dem eine kleiner Park mit Pinien und Platanen gehörte. Mitten in der Anlage befand sich eine Tanzfläche mit einem Pavillon für das Orchester. Das Gebäude wurde „Haus der Offiziere“ genannt.

Im Winter, vor allem an kalten Tage oder bei schlechtem Wetter, war der Park verwaist. Die Leute, meist Armeeangehörige, hielten sich dann in den Räumen im Innern des Gebäudes auf. Doch bei klarem Wetter und den ganzen Sommer über herrschte draußen reges Leben.

Ich habe noch heute die fröhlichen Szenen vor Augen, die sich an warmen Sommerabenden in dem Park abspielten. Mit meiner Mutter zusammen saß ich manchmal stundenlang am Wohnzimmerfenster. Mein Vater, er war Geiger, kam meistens erst spät nach Hause zurück, weil er abends Auftritte mit dem städtischen Philharmonierorchester hatte. Wir vertrieben uns solange die Zeit, indem wir von unserer Theaterloge aus die Vorstellung im benachbarten Park verfolgten. Dort waren Kellner mit schwarzen Fliegen unterwegs, Offizieren steckten an den Tischen die Köpfe zusammen, und wenn das Orchester zu spielen begann und die Stimme des Sängers am Mikrophon durch das ganze Viertel schallte, erhoben sich die Paare und strömten zum Tango oder Foxtrott auf die Tanzfläche. Irgendwann entdeckte ich im Licht einer elektrischen Straßenlampe meinen Vater, der sich mit seinem Geigenkasten unter dem Arm dem Haus näherte. Ich wandte mich von den Darbietungen im Park ab und ging die Holztreppe in die Diele im Erdgeschoß hinunter. Von dort aus führte eine kleine Tür, die wir nachts von innen verriegelten, hinaus in den Hof. In der Hofecke links hinten befanden sich ein versiegelter Brunnen und gleich dahinter ein Aprikosenbaum. Auf der rechten Seite der Umfassungsmauer war das Hoftor, das wir nachts nicht nur mit einem schweren schwarzen Schlüssel abschlossen, sondern zusätzlich auch

noch verriegelten. Ich rannte schnell durch den Hof, hob den mächtigen Riegel am Tor, und wenn ich es öffnete, stand ich vor meinem Papa.

Mein Vater ist früh gestorben. Ich ging damals in die fünfte Klasse und meine Schwester muß vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Er starb in einem Tuberkulosesanatorium. Ich erinnere mich, daß meine Schwester und ich am Tag, nachdem er ins Sanatorium geschickt worden war, zu Hause eine Kur begannen. Von den vielen verschiedenen Tabletten mußte ich mich ständig übergeben. Jahre nach dem Tod meines Vaters begegnete ich alten Freunden von ihm, die meinten, eine zerstreute Gutmütigkeit sei seine hervorstechendste Eigenschaft gewesen. Ich widersprach damals nicht. Ich würde auch heute noch nicht widersprechen.

Abends, wenn er nach Hause kam, beugte sich herab und nahm mich auf den Arm, mit dem er nicht seine Violine festhalten mußte. Wenn dies der Fall war, hatte er sich ein paar Gläser genehmigt. In den Geruch seines Körpers mischte sich der Geruch von Tabak und Alkohol. Es kam aber auch vor, daß er sich nicht herunterbeugte und mich auf den Arm nahm, woran ich merkte, daß er nichts getrunken hatte. Dann verriegelte er das Tor verriegelte, drehte den schweren Schlüssel im Schloß, hängte ihn an einen Nagel, der zu diesem Zweck in die Mauer eingeschlagen worden war, und durchquerte dann zusammen mit mir vorsichtig, um ja keinen Lärm zu machen, den Hof. Wir betraten das Haus, legten von innen den Riegel vor und stiegen dann immer noch ganz vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, die hölzerne Treppe hinauf, die uns in die Diele zwischen unseren beiden Zimmern im Obergeschoß führte.

In der Mitte der Diele stand der Eßtisch, an dem wir drei gewöhnlich das Abendessen einnahmen. Meine Eltern saßen sich an den beiden Längsseiten gegenüber, ich zwischen ihnen an einer der Stirnseiten. Sie aßen schweigend, nur selten wurde während der Mahlzeit ein Wort gewechselt. Ich beobachtete, wie meines Vaters Hände mit Messer und Gabel umgingen, hin und wieder auch die Hände von Mutter, die mich ständig anhielt, beim Essen nicht zu schmatzen. Wenn wir fertig gegessen und Mutter den Tisch abgeräumt hatte, spielten meine Eltern Karten. Diese Gewohnheit behielten sie bei, bis ich eine kleine Schwester bekam. Meine Eltern gaben ihr den Namen Brunilda. Nach ihrer Geburt spielten meine Eltern nach dem Abendessen nur noch sehr selten Karten, denn sie waren ständig mit Brunilda beschäftigt, meine Mutter so sehr, daß sie nicht einmal mehr merkte, wenn ich absichtlich mit der Gabel oder dem Löffel klapperte oder beim Kauen laut schmatzte. Meine Kindheit teilt sich in zwei Phasen: vor und nach Brunildas Geburt.

Zunächst möchte ich auf die Phase vor Brunildas Geburt eingehen. Im Stockwerk unter uns, von dem uns nur eine dünne Holzdecke trennte, wohnte eine große Familie. Ich erinnere mich an einige Jungen, die älter waren als ich, eine Respekt einflößende junge Frau mit Brille, die Mutter der Jungen, die oft auf einem Stuhl unter dem Aprikosenbaum saß und

las, außerdem an eine alte Frau und den Umstand, daß mich die Frau mit Brille zu streicheln pflegte, wenn ich zufällig in ihre Nähe kam. Ferner erinnere ich mich, daß die junge, respekteinflößende Frau mit Brille, wie den Gesprächen meiner Eltern zu entnehmen war, vom Podest gefallen war, was auch erklärte, daß diese Leute jetzt bei uns in einem alten Backsteinhaus mit Ziegeldach lebten, auf dem eine Menge Elstern nisteten. Damals hatte ich noch keine Ahnung, was es hieß, ein Person zu sein, die vom Podest gefallen war. Unsere Beziehungen zu den Mitgliedern der Familie unter uns waren rein formaler Natur, wenn ich einmal außer Acht lasse, daß einer der Söhne mir eine Ohrfeige verpaßte, als ich beim Spielen im Hof unabsichtlich mit meinem Gummiball ihre Fensterscheibe zerschloß, mit der Folge, daß die Frau mit der Brille den Jungen schalt, er solle sich schämen, ein kleines Kind zu schlagen, während meine Eltern mich mit einem einwöchigen Entzug des Gummiballs bestrafte. Dann stand das Erdgeschoß eine Weile leer, wenn auch nicht lange. Die Bewohner zogen unter den gaffenden Augen einer großen Menschenmenge aus, alles Leute aus dem Viertel, die aus einiger Entfernung beobachteten, wie die Habseligkeiten unserer Mitbewohner auf einen Lastwagen verladen wurden. Kurze Zeit später tauchte das Abbild der Frau mit der Brille inmitten der großen Porträts auf, die zu Festtagen die Mauern und Dächer öffentlicher Gebäude zierten: sie war die Leiter wieder hinaufgefallen. Allerdings bewirkte ein ironisches Schicksal wenige Jahre später, daß ihr Abbild erneut aus der Reihe amtlicher Porträts verschwand. Im ganzen Viertel wurde davon geredet, daß die Blinde, also die Frau mit der Brille, zum zweiten Mal vom Podest gefallen war, und diesmal wohl endgültig, denn sie wurde zur Volksfeindin erklärt. Damals war ich schon alt genug, um zu begreifen, was dies bedeutete. Aber als sie zusammen mit ihrer Familie aus der Wohnung im Erdgeschoß unseres Hauses auszog, weil sie die Leiter wieder hinaufgefallen war, hatte ich noch keine konkrete Vorstellung davon, was es hieß, wenn man die Leiter hinauffiel oder das Gegenteil davon erlebte, das heißt, vom Podest stürzte und sich das Kreuz brach. Offensichtlich lag auf dem Erdgeschoß unseres Hauses ein Fluch. Alle, die dort wohnten, waren vom Pech verfolgt. Trotzdem stand es, wie ich schon sagte, nicht lange leer. Auf den Auszug der Frau mit der Brille folgte der Einzug einer besonderen Person. Ich möchte sie schlicht „der Professor“ nennen, wie es auch mein Vater tat. Das war damals die Zeit, als ich merkte, daß der Bauch meiner Mutter anschwell, und sie mir eröffnete, ich dürfe mich auf ein Schwesterchen oder Brüderchen freuen. Daß auch die neu eingezogene Person der Kategorie der vom Podest Gefallenen angehörte, erfuhr ich erst später.

Des Professors Ankunft fand an einem kalten, regnerischen Wintertag statt. Zuerst kam ein Jeep mit ihm selber und gleich danach ein geschlossener Lastwagen mit seinem Hab und Gut. Der Hausbesitzer wartete bereits am Hoftor. Vom Wohnzimmerfenster aus beobachtete ich, wie er in den Hof kam, während einige Lastträger trotz des Regens anfangen, den Lastwagen zu entladen und die Sachen in die Wohnung zu bringen.

schließlich öffnete sich die Tür des Jeeps. Zuerst entstieg ihm ein Mann mit einem Schirm in der Hand, gefolgt von einer alten Dame, der sogleich unter dem Schirm Zuflucht suchte. Der Mann war der Professor, die alte Dame seine Mutter. Sie war eine zierliche, etwas gebeugte Frau mit Pluderhosen und einem schwarzen Schal um den Kopf, die sich ohne Umschweife ins Haus begab. Der Mann bezog mit dem Schirm in der Hand mitten im Hof Position. Als die Lastträger das ganze Umzugsgut versorgt hatten, verabschiedete sich der Hausbesitzer von dem neuen Mieter und verschwand. Letzterer blieb noch einen Augenblick in der Mitte des Hofes stehen. Dann hob er den Kopf und schaute zu dem Fenster herauf, an dem ich stand. Unsere Blicke kreuzten sich. Anders als seine Mutter war er großgewachsen. Sein Blick wirkte hypnotisierend auf mich. Sein Gesicht war bleich. Unwillkürlich wollte ich meinen Kopf zurückziehen, weil ich mich schämte, daß ich ihn die ganze Zeit heimlich beobachtet hatte. Doch er lächelte und grüßte militärisch zu mir herauf. Trotzdem verließ ich das Fenster. Ich war damals höchstens fünf Jahre alt.

Der Professor wohnte bereits im Stockwerk unter uns, als Brunilda auf die Welt kam. Das war ein paar Monate später, im Mai. Ich stand wieder am Wohnzimmerfenster und hielt Ausschau. Schließlich entdeckte ich eine Kutsche, vor die ein Schimmel gespannt war. Die Kutsche hielt vor unserem Haus. Zuerst stieg Vater aus, danach langsam, ganz vorsichtig Mutter, die ein mit Tüchern umwickeltes Bündel in den Armen hielt. Das war Brunilda. Sie öffneten das Hoftor, durchquerten den Hof und kamen dann die Holztreppe heraufgestiegen. Ich stand reglos in der Diele und wartete auf Mutter. Sie kam auch zu mir, aber sie küßte und streichelte mich nicht. Als sie sich herabbeugte und das Tuch ein wenig zur Seite schlug, hatte ich das winzige Gesicht eines schläfrigen, fast haarlosen Wesens vor mir. Ich hätte fast gesagt, oh, was für ein häßlicher Mausekopf, wahrscheinlich, um meine Enttäuschung darüber abzureagieren, daß Mutter mich weder geküßt noch gestreichelt hatte. Meine Eltern merkten nicht, wie es in mir aussah, und zogen sich mit dem gähnenden Wesen ins Schlafzimmer zurück. Ich blieb alleine zurück. Eine zornige Lust befahl mich, irgendeine Dummheit anzustellen, etwas Verbotenes zu tun, zum Beispiel meinen Gummiball zu nehmen und in der Diele damit zu spielen. Oder auf den Hof zu gehen und in den Gipfel des Aprikosenbaums zu klettern. Das Bedürfnis, etwas Dummes anzustellen, wurde ich den ganzen Tag nicht mehr los. Auch nicht für den Rest der Woche und sogar den ganzen Sommer nicht. Es war zum Weinen, keiner beachtete mich mehr. Die Eltern, die Verwandten, die Nachbarn, bei allen hieß es nur noch, Brunilda vorne, Brunilda hinten. Leider war der armen Brunilda kein langes Leben beschieden. Sie starb etwa zwei Jahre nach meinem Vater, während einer schweren Grippeepidemie. Sie sind nebeneinander begraben, und irgendwann fing Mutter an, mit mir jeden Sonntag auf den Friedhof zu gehen. Wir zündeten auf ihren Gräbern Kerzen an. Möge der Herr mir meine kleinmütige Eifersucht vergeben. Ich litt an ihr bis zum September, als ich in die erste Klasse kam. Damals lernte die letzte wich-

tige Person meiner Kindheit kennen. Sie hieß Lisa und war meine Lehrerin. Zum zweiten Mal zeigte mir die Welt ihr schönes Gesicht.

In der Zeit, als der Professor das Stockwerk unter uns bezog, kam mein Vater immer öfter betrunken nach Hause. Das ist ein schmerzliches Kapitel für mich, weshalb ich nicht ausführlicher darauf eingehen möchte. Wenn er betrunken nach Hause kam, schickte mich Mutter in mein Zimmer. Dort saß ich dann und brannte darauf zu erfahren, was sich draußen abspielte. Doch sie blieben nicht in der Diele, sondern zogen sich ins Schlafzimmer zurück, so daß ich nichts hören konnte. Allerdings vernahm ich, wenn ich aufmerksam hinhörte, Geräusche, die aus einer anderen Richtung kamen. In dem Zimmer unter mir schlief der Professor, uns trennte nur eine dünne Holzdecke. Das war der Grund dafür, daß bei uns zu Hause immer nur leise gesprochen und so vorsichtig aufgetreten wurde, als gingen wir auf Eiern. Beim Einzug des Professors erteilten mir meine Eltern die kategorische Anweisung, nicht den geringsten Lärm zu verursachen.

Die neuen Hausbewohner kamen ein paar Tage nach ihrem Einzug abends zu uns herauf. Vater war soeben nach Hause zurückgekehrt. Ich kann nicht sagen, ob er etwas getrunken hatte, sehr wohl aber, daß er sich an diesem Abend äußerst merkwürdig benahm. Er schien bester Laune zu sein und scherzte mit Mutter, obwohl dieser offensichtlich überhaupt nicht zum Lachen zumute war. Trotzdem schickte sie mich nicht in gleich mein Zimmer. Auf diese Idee kam sie erst später. Als die Treppentufen zu knarren begannen, begriff ich, daß wir an diesem Abend Gäste erwarteten.

Zuerst erschien die zierliche alte Frau in den Pluderhosen oben auf der Treppe, gefolgt vom Professor, der sich so vorsichtig bewegte, als fürchte er, sich in dem engen Treppenhaus den Kopf anzuschlagen. Meine Eltern standen unsicher da. Vater forderte die Ankömmlinge schnell zum Näher-treten auf und schickte sich kurz sogar an, der alten Dame den Arm zu reichen. Diese schien indessen keine Hilfe nötig zu haben, sondern ging alleine zu dem Kanapee an der Stirnseite der Diele, wo ihr mein Vater einen Platz angeboten hatte. Mutter stand noch immer unsicher da, als die Gäste sich bereits auf dem Kanapee eingerichtet und Vater sich auf einen Stuhl daneben gesetzt hatte. Vermutlich aus reiner Gewohnheit fiel ihr nichts anderes ein, als mich in mein Zimmer zu schicken. Glücklicherweise kam mir der Professor zur Hilfe. Er äußerte den Wunsch, meiner weiteren Anwesenheit teilhaftig werden zu dürfen, und kaum hatte Vater sein Einverständnis bekundet, machte ich mich, ohne weitere Aufforderungen abzuwarten, auf den Weg zum Kanapee, wo ich mich zwischen dem Professor und der alten Dame in den Pumphosen niederließ.

Es wurde mir nur sehr selten erlaubt, den Gesprächen der Erwachsenen beizuwohnen. Und wenn ich es einmal durfte, hatte meine Mutter danach jedesmal Grund, mich für eine schlechte Angewohnheit zu tadeln.

Ich mischte mich nämlich ständig in die Unterhaltung ein, machte mich wichtig und fiel den Leuten mit meiner Geschwätzigkeit auf die Nerven. Als ich meinen Platz zwischen dem Professor und der alten Frau eingenommen hatte, hielt ich deshalb erst einmal den Mund, um meiner Mutter zu beweisen, daß ich mich auch anständig verhalten konnte. Außerdem schaute ich sie ständig an, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte, daß ich ihrem Befehl, in mein Zimmer zu gehen, nicht sofort nachgekommen war. Aber sie beachtete mich überhaupt nicht. Immer noch höchst unsicher, beteiligte sie sich überhaupt nicht an der Unterhaltung teil. Nur einmal, als alle lachten, lachte sie ebenfalls. Das war, als der Professor eine Kriegsanekdote über englische Militärberater erzählte, die mit dem Fallschirm abgesprungen waren. Der Professor hatte man zu ihrem Dolmetscher bestimmt, weshalb er nun zu berichten wußte, daß das erste Interesse der Engländer nach ihrer Landung dem Bau einer Feldtoilette gegolten habe. Die alte Frau mit den Pumphosen warf trocken ein, die treffende Bezeichnung sei wohl eher Donnerbalken, worauf alle lachen mußten, sogar meine Mutter.

Am nächsten Morgen richtete sie, kaum daß ich die Augen aufgeschlagen hatte, einen seltsamen Wunsch an mich: ich möge niemandem von dem Besuch des Professors erzählen. Sie saß in der Diele und schien die ganze Nacht nur ungeduldig darauf gewartet zu haben, bis ich erwachte. Weil mich immer noch das schlechte Gewissen wegen meines gestrigen Ungehorsams plagte, brauchte ich eine Weile, um hinter den Sinn ihrer Aufforderung zu kommen. Zwar hatte ich nicht allzuviel von der gestrigen Unterhaltung der Erwachsenen verstanden, eines aber wohl: der Professor war kein gewöhnlicher Mensch. Das bewies vor allem das Verhalten meiner Eltern. Mutter war die ganze Zeit wie auf glühenden Kohlen gesessen, während mein Vater übermäßig aufgekratzt wirkte. Das kulminierte darin, daß er etwas tat, zu dem er sich nur sehr selten bewegen ließ: er spielte auf seiner Violine. Ich hatte noch nie erlebt, daß mein Vater für einen Gast Geige spielte. Als Mutter, kaum daß ich aufgestanden war, diese seltsame Bitte an mich richtete, hatte ich die magischen Klänge von Vaters Violine noch im Ohr. Gesprächsfetzen fielen mir ein. Vater hatte von Turin erzählt, wo er zum Studium gewesen war, der Professor von einem mehrjährigen Aufenthalt in Moskau vor dem Krieg. Die alte Frau in den Pluderhosen hatte ab und zu eine Bemerkung eingeworfen, und meine bleiche Mutter die ganze Zeit geschwiegen. Danach kamen ein weit und dunkelblau sich dehnenden Raum mit weißen Wolken, ein Wasserfall mit lauter Regenbögen, eine sanfte Hand auf meinem Kopf und dann gar nichts mehr.

Ich weiß nicht, ob Mutter die seltsame Anweisung mit meinem Vater abgesprochen hatte. Eigentlich bin ich davon überzeugt, daß Vater nichts wußte. Auf jeden Fall befolgte ich ihren Befehl. Weder an jenem Tag noch am Tag darauf, noch überhaupt jemals erzählte ich meinen Freunden von dem Besuch. Anfangs, weil Mutter es von mir verlangt und ich aus ihrer Stimme und ihren ängstlichen Blicken geschlossen hatte, daß es besser

war, wenn ich den Mund hielt. Später, weil ich von den Buben im Viertel erfuhr, daß es sich bei unserem Nachbarn im Erdgeschoß um eine ganz gefährliche Person handelte, einen Spion Titos. Ein Spion Titos, da fuhr selbst einem Kind der Schreck in die Glieder. Ich lebte daraufhin zwischen Angst und Neugier. Aber die Neugier war stärker.

Da nur ein dünner Holzboden das Zimmer, in dem ich schlief, vom Zimmer des Professors trennte, wußte ich stets genau, was bei ihm los war, wann er zu Hause arbeitete, wann er ausging, wann er danach wiederkam und wann er Besuch hatte. Durch ein Astloch in einer Bodendiele konnte ich praktisch den ganzen Raum überblicken. Das Loch befand sich über seinem stets mir Büchern, weißen Papierblättern und Stiften bedeckten Schreibpult. Ein Stück weiter stand ein Tischchen eine Schreibmaschine. Neben dem Schreibpult befand sich das Bett mit eisernem Gestell, in dem der Professor schlief, und dem Bett gegenüber, neben der Tür, sein Kleiderschrank. Ich begann den Professor in gewisser Weise auszuspionieren. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, daß er ein einsames Leben führte. Zweifellos war es auch ein sehr trauriges Leben.

Den ganzen Tag saß er im Zimmer, über sein Schreibpult gebeugt. Außer mit der alten Frau mit den Pumphosen hatte er mit kaum jemand Kontakt. Immer zur gleichen Stunde kam sie mit einem Tablett, auf dem zwei Kaffeetäßchen standen, ins Zimmer und nahm auf dem einzigen Sessel Platz. In tiefstem Schweigen tranken sie ihren Kaffee. Jeder schien seinen Gedanken nachzuhängen. Wenn sie fertig waren, erhob sich die alte Dame, stellte die Kaffeetäßchen wieder auf das Tablett und verließ schweigend den Raum. Der Professor kehrte zu seiner Arbeit zurück. Er las viel, manchmal sah ich ihn auch schreiben. Am Nachmittag ging er aus. Ich habe noch ganz deutlich vor Augen, wie er mit einem Tennisschläger unter dem Arm, in kurzen Sporthosen, weißem Trikot und einer weißen Mütze mit langem Schirm zu seinem Fahrrad Marke „Bianchi“ ging, das im Hof abgestellt war. Wie meine Freunde behaupteten, spielte er meistens auf der Anlage von Onkel Toni, gelegentlich aber auch an einem unbekanntem Ort Tennis. Die Anlage von Onkel Toni befand sich in der Kavaja-Straße, dort, wo heute die Ballsporthalle ist.

Die interessantesten meiner Überwachungssitzungen fanden am Abend statt. Dann bekam ich nämlich den einzigen Menschen zu Gesicht, der außer der alten Frau mit den Pumphosen Umgang mit ihm pflegte. Es war ein kleiner, dürrer Mann, dem der Professor seinen Stuhl überließ. Er stellte ihn für seinen Besucher vor das Tischchen mit der Schreibmaschine und fing dann an, im Zimmer hin und her zu gehen, wobei er mit lauter Stimme diktierte, ein Buch oder ein Notizheft in der Hand. Mir gefiel es besonders, wenn der Professor einen Augenblick stehenblieb und nachdachte, und der andere wie ein verstörter Käfer dahockte. Dumpfes Schweigen herrschte, bis der Professor wieder zu diktieren und die Schreibmaschine wieder zu klappern begann. An den Salven, die von un-

ten heraufdrangen, Wenn der Käfer sich mit sämtlichen zehn Fingern über die Tasten hermachte, drangen von unten richtige Salven herauf. Die Stimme des Professors erhob sich über das Klappern, und die dumpfen, monotonen Geräusche waren so betäubend, daß ich manchmal auf dem Fußboden einschliefe.

Noch einmal besuchte uns der Professor an dem Abend, an dem Mutter und Brunilda von Vater in der von einem Schimmel gezogenen Kutsche nach Hause gebracht wurden. Möglicherweise kam er auch noch bei anderen Gelegenheiten, aber dann war ich entweder nicht zu Hause, oder mein Gedächtnis läßt mich im Stich.

Mutter empfing ihn kühl. Sie hielt sich nur solange in der Wohndiele auf, wie nötig war, um den Kaffee zu servieren, dann zog sie sich unter dem Vorwand, nach den Kindern schauen zu müssen, zurück. Auch Vater konnte seine Unsicherheit nicht verbergen, obwohl er sich bemühte, herzlich zu erscheinen. Diesmal spielte er nicht auf seiner Violine, und die Unterhaltung dauerte nicht lange. Sie erzählten weder von Turin noch von Moskau, noch von der Feldtoilette der englischen Offiziere, und der Professor wird wohl gespürt haben, daß seine Nachbarn Angst hatten und sein Besuch nicht willkommen war. Er muß es gespürt haben, denn ich spürte es ebenfalls. Meine Eltern hatten Angst. Er war eine gefährliche Person und ein Spion Titos.

Ich selbst hatte keine Angst vor dem Professor. Es war die Zeit nach Brunildas Geburt, als ich mich von allen im Stich gelassen fühlte, und wahrscheinlich konnte ich deshalb nachempfinden, wie es dem Professor ging. Ich wollte nichts mehr mit meinen Eltern zu tun haben. Noch vor meinem sechsten Geburtstag dachte ich an Flucht. Ich wollte um jeden Preis von zu Hause weg. Dazu schmiedete ich einen Plan. Ich würde mich einfach auf der Straße an einen Bauern heranmachen, dem ich vorlog, ich sei ein einsames Waisenkind. Wenn ich genug bettelte, würde er mich schon mitnehmen. Ich startete auch tatsächlich einen Versuch. Der Bauer hatte einen Esel dabei, und ich lief ihm eine Weile hinterher, hatte dann aber doch nicht den Mut, ihm meine Lüge aufzutischen. Was war, wenn er mich auf die Polizeiwache brachte? Nein, dieser Fluchtplan war zu gefährlich. Aber ein besserer fiel mir nicht ein, deshalb saß ich den ganzen Tag in meinem Zimmer und vollzog die Flucht in Gedanken. Ich malte mir aus, wie ich den Bauern ansprach und die Lüge mit meinen toten Eltern an den Mann brachte, so daß er mich mit- und gewissermaßen an Sohnes Statt annahm, wie es nach meinen Informationen in solchen Fällen zu geschehen pflegte. Alles klappte wie am Schnürchen. Der Bauer war ein gutmütiger Mann, er faßte mich unter den Schultern, setzte mich auf seinen Esel, und gemeinsam entfernten wir uns in die Gegend jenseits des Flusses. Zwanzig Jahre sollte meine Flucht dauern. Dann wollte ich nach Hause zurückkehren, wo mich meine inzwischen im Greisenalter befindlichen Eltern, die ihren Fehler schon lange bereuten, unter Tränen

empfangen. Das war das erste meiner kitschigen Drehbücher, wenn es auch nie aufs Papier gelangte, ich war ja des Schreibens noch nicht mächtig. Die Flucht, die es zum Thema hatte, fand natürlich nie statt. Dafür erlebte ich in diesem Sommer etwas anderes. Es gelang mir, heimlich das Zimmer des Professors zu inspizieren. Das war das größte Abenteuer, das ich erlebte, ehe ich im September in die Schule kam.

Ich muß an dieser Stelle anmerken, daß der Professor in meinen Augen fast schon ein alter Mann war. Viele Jahre später stieß ich in einem Buch sein Geburtsdatum und mußte erkennen, daß er damals nicht älter als fünfunddreißig gewesen war. Bei dem Buch handelte es sich um eine Band mit Gedichten, eigenen und Übersetzungen. Beim Lesen ergriff mich ein starkes Bedürfnis zu weinen: ich begriff nämlich, daß er zur Kategorie der Zartbesaiteten gehört hatte, für die es alles andere als leicht ist, unter den wilden Tieren im Dschungel zu überleben. Und irgendwie war mir, als sei der Kloß im Hals, den ich in diesem Moment spürte, schon lange da gewesen, schon seit damals, als ich die Kühnheit aufbrachte, heimlich in sein Zimmer einzudringen.

Es geschah im Sommer. Ich befand mich ganz allein in dem zweistöckigen Gebäude, ohne daß ich noch wüßte, wieso dies so war, wohin meine Eltern sich begeben und weshalb sie mich nicht mitgenommen hatten, und schließlich, warum die alte Mutter des Professors, die so gut wie nie das Haus verließ, an diesem Tag ausgegangen war. Auf Zehenspitzen schlich ich die Treppe hinunter. In der Diele im Erdgeschoß stand ich eine Weile mit angehaltenem Atem da. Dann drückte ich vorsichtig die Klinke an der Tür zu des Professors Zimmer hinunter. Als die Tür aufging, erstarrte ich vor Schreck, denn ich kam mir vor wie ein ertappter Räuber. Ich tat einen Schritt ins Zimmer hinein, dann noch einen. Als ich in der Mitte des Zimmers angelangt war, klopfte mein Herz bis zum Hals, obwohl ich merkte, daß ich nichts zu befürchten hatte. Dann setzte ich mich auf den Stuhl an des Professors Schreibtisch. Ein Kribbeln lief mir den Rücken hinunter. Was war, wenn mir jemand von oben, von meinem Zimmer aus, durch das Loch im Fußboden zuschaute? Nein, das war unmöglich. Dieser Jemand hätte nur ich sein können, und ich saß hier unten auf dem Schreibtischstuhl des Professors.

Ich kannte die Dinge im Zimmer. Die beiden Schreibtischschubladen zu erkunden, erwies sich als unmöglich, weil sie abgeschlossen waren. Also ging ich zum Kleiderschrank, vielleicht fand sich ja in irgendeiner Jackentasche der Schlüssel. Statt dessen fand ich dort etwas ganz Unerwartetes: ein Brautkleid mit Schleier. Außerdem die Photographie einer jungen Frau.

Das lange, weiße Kleid hing zwischen den Anzügen des Professors. Um den Brautkranz erreichen zu können, brauchte ich einen Stuhl. Als ich ihn geholt und bestiegen hatte, befand sich mein Kopf in Höhe des Faches oben im Schrank, und es war ein Leichtes für mich, den Kranz in die Hand zu nehmen. Der Professor ist also verheiratet, dachte ich. Dann setzte ich mir den Kranz auf, nahm ihn aber sofort wieder ab, als mir der

Schleier vors Gesicht fiel. Schließlich war ich ein Junge, und wenn mich meine Freunde so gesehen hätten, wären sie in lautes Gelächter ausgebrochen. Ich legte den Brautkranz zurück in das Fach über dem Kleid, und mir fiel ein, daß ich eigentlich auf der Suche nach dem Schreibtischschlüssel war. Ich durchsuchte sämtliche Jackentaschen, bis ich dann in der Innentasche eines Mantels die Photographie der Frau fand.

Tatsächlich fand ich ein Medaillon. Es war an einer jener dünnen Goldkette befestigt, die man, wie ich bereits wußte, um den Hals trug. Womit ich zunächst nichts anfangen konnte, war der daran befestigte Gegenstand. Ich stellte fest, daß er zwei Hälften hatte, und versuchte, sie auseinanderzuklappen. Es gelang mir. In einer der Hälften befand sich die Photographie der Frau. Oder, genauer, gesagt: ein runder Ausschnitt aus einer Photographie mit einem weiblichen Gesicht. Bestimmt ist das die Frau des Professors, dachte ich. Das war eine logische Schlußfolgerung. Anders ließ sich nicht erklären, daß sich die beschriebenen Gegenstände im Kleiderschrank des Professors befanden, ich meine das Brautkleid und die Frau in dem Medaillon. Ich schaute mir das Photo eine Weile lang an, dann klappte ich das Medaillon zu und steckte es zurück in die Innentasche des Mantels. Die Suche nach dem Schlüssel gab ich auf. Ich brachte den Stuhl zurück an seinen Platz und verließ das Zimmer, wobei ich die Tür vorsichtig hinter mir schloß. Auf Zehenspitzen kehrte ich in mein Zimmer zurück. Die Augen der Frau in dem Medaillon gingen mir nicht aus dem Sinn. Sie war jung und sehr schön. Es kam mir so vor, als habe sie mich tadelnd angeblickt. Glaub bloß nicht, daß ich dich nicht wiedererkenne, schienen ihre Augen gesagt zu haben.

Bis ich im September in die Schule kam, passierte nichts mehr von Bedeutung, sieht man einmal davon ab, daß meine Kenntnis der Welt um einen neuen Begriff erweitert wurde. Beim ersten Hören hielt ich ihn für nichts Besonderes, zumal ich ihn gar nicht verstand. Eines Abends sagte Mutter zu Vater, sie habe dieses Leben restlos satt, es sei nicht mehr auszuhalten, und sie wolle, daß wir in eine andere Wohnung zogen. Selbst die engsten Verwandten getrauten sich nicht mehr, uns zu besuchen, und Freunde ließen sich schon lange nicht mehr bei uns blicken. Bei dieser Gelegenheit gebrauchte sie den Begriff „Bespitzelung“. Wörtlich sagte sie, sie halte diese ständige Bespitzelung nicht mehr aus. Ich wollte fragen, was "Bespitzelung" bedeutete, aber Mutter war viel zu nervös, einerseits wegen Brunildas ständigem Geplärre, andererseits, weil Vater wieder einmal getrunken hatte. Aber vielleicht bedeutete ja gerade dies die „ständige Bespitzelung“, von der sie sprach. Wie üblich bei solchen Gelegenheiten, schickte mich Mutter in mein Zimmer, und wie üblich gehorchte ich ohne Widerrede. Doch diesmal arbeiteten meine Gedanken nach dem Rückzug weiter. Ich begann, die Fakten zusammenzusetzen. Mutter hatte es also satt, sie wollte, daß wir aus dieser Wohnung auszogen. Dann blieb ich an dem Begriff „Bespitzelung“ hängen wie eine Fliege im Spinnennetz. In den Ecken unserer Hofmauer gab es eine Menge Spinnennetze, in denen Fliegen hängenblieben. Einmal hatte ich

einen Brummer eingefangen und in ein Spinnennetz gesetzt, aber es waren keine Spinnen aufgetaucht, um ihn aufzufressen. Ich blieb also hängen. Immerhin schaffte ich es bis zu der Schlußfolgerung, daß bestimmt alles mit dem Professor zu tun hatte, ganz egal, was das Wort „Bespitzelung“ nun eigentlich bedeutete. Niemand konnte den Professor leiden. Alle hatten Angst vor ihm. Außer mir. Vielleicht, dachte ich, gibt es ja noch jemanden, der sich nicht vor ihm fürchtet: die Frau in dem Medaillon. Ich versuchte mir ihr Gesicht vorzustellen. Sie war sehr schön gewesen, daran erinnerte ich mich. Ihr tadelnder Blick hatte mich tagelang beschäftigt. Andererseits, überlegte ich, wenn keine Angst hat, warum besucht sie dann den Professor nicht?

Dies ist der Moment, die Frau wieder zum Leben zu erwecken. Beziehungsweise sie aus meinen Träumen hervorzuholen. Beides ist so, als ob ich nach abgestorbenen Teilen meiner selbst suchte, um sie mit der Hand zu greifen. Sie zu exhumieren und dann wieder zu begraben. Bei diesem Akt der Exhumierung und Neubestattung meiner Kindheit geht es auch um Würde. So gesehen, besteht die Gefahr, daß ich mich bereits am ersten Wort verschlucke: ich hatte mich nämlich in diese Frau verliebt. Das ist zunächst einmal nichts Sensationelles, es war schließlich auch nicht das erste Mal. Ich hatte mich bereits vorher in meine Mutter verliebt. Aber diesmal war es anders. Ich kannte die Frau ja gar nicht, war ihr noch nie begegnet. Ich hatte mich in ein Photo in einem Medaillon verliebt. Doch eines Tages verließ sie das Medaillon, und als ich sie auf einmal leibhaftig vor mir sah, glaubte ich zu träumen. Ich wollte fragen, was sie hier zu suchen hatte, vor dreißig Augenpaaren, die sie schweigend anstarrten, denn es war die erste Unterrichtsstunde in der ersten Klasse der Grundschule, und das erste, was wir lernten, war ihr Name. Sie sagte, sie heiße Lisa.

Weil es im Schulgebäude nicht genug Klassenräume gab, hatten die Grundschüler erst am Nachmittag Unterricht. Damals mußte ich nach dem Essen noch einen Mittagsschlaf halten. Das war für mich eine Tortur, aber Mutter ließ sich nicht erweichen. Bei dem Lärm, den die spielenden Kinder auf der Straße machten, konnte ich nie einschlafen. Deshalb ist mir bis heute ein Rätsel, wieso ich ausgerechnet in meiner ersten Unterrichtsstunde einschliefe.

Die Frau aus dem Medaillon erkannte ich sofort wieder. Wir mußten uns vor dem Schulhaus in Reihen aufstellen, und ich versteckte mich hinter dem Rücken eines Kameraden, so stark war das Gefühl, daß auch sie mich wiedererkannte. Es verließ mich auch im Klassenzimmer nicht. Die Frau stellte sich ans Pult, öffnete das Klassenbuch und las der Reihe nach unsere Namen vor. Aus lauter Angst hatte ich mich in der hintersten Bank verkrochen und hoffte, daß mein Name im Klassenbuch vergessen worden war. Vergeblich. Sie las ihn vor und ich mußte aufstehen. Ich brachte kein Wort heraus und wartete nur darauf, daß sie mir wie im Me-

daillon einen strafenden Blick zuwarf. Etwas ähnliches tat sie auch. Sie hob den Blick vom Klassenbuch und lies ihn über die Klasse schweifen, bis er schließlich an mir hängenblieb. Als sie mich dann auch noch aufforderte, nach vorne zu kommen, befiel mich vollends die Panik. Mechanisch setzte ich mich in Bewegung und ging auf sie zu. Gleich wird sie allen erzählen, dachte ich, daß ich ein Spitzbube bin, daß ich im Zimmer des Professors heimlich in den Schubladen gewühlt und seine Taschen durchsucht habe. Am liebsten wäre ich aus der Klasse gerannt und hätte mich irgendwo versteckt. Ich tat es nicht. Sie streichelte mir über das Haar und meinte, weil ich offenbar schwerhörig und außerdem der Kleinste in der Klasse sei, solle ich mich lieber in die erste Bank setzen. Verwirrt nahm ich vorne Platz. Es dauerte eine Weile, bis ich mich beruhigt und begriffen hatte, daß meine Sorgen unnötig gewesen waren. Sie schaute mich überhaupt nicht tadelnd an. Ihr tadelnder Blick war zwischen den beiden Hälften des Medaillons in der Manteltasche des Professors zurückgeblieben. Ich vermute, daß der Schlaf mich überwältigte, als ich mir vorzustellen versuchte, was der Professor wohl mit mir anstellen würde, wenn noch einmal heimlich in sein Zimmer eindrang und das Medaillon mit dem Frauenporträt stahl. Ehrlich gesagt, manchmal frage ich mich, ob ich ihr nicht wirklich nur im Traum begegnet bin, oder sie doch aus einem Traum hervorgetreten ist, um mich ein kurzes Stück meines Wegs zu begleiten.

Dabei gab es gar nichts Traumhaftes. Als ich eines Tages die Treppe herunterkam, um in die Schule zu gehen, erwartete mich der Professor mit einem Umschlag in der Hand an seiner Zimmertür. Er lächelte mich an und fragte leise, ob ich nicht meiner Lehrerin Lisa den Umschlag geben könne. Ich sagte sofort ja. Und hielt mich genau an seine Anweisungen: niemand sollte sehen, wie ich den Umschlag übergab. Von da ab redete ich mir ein, daß mich mit Lisa eine Art Komplizenschaft verband. Sie wußte, daß ich wie ein Dieb in das Zimmer des Professors eingedrungen war und meine Finger in seine Schubladen und Taschen gesteckt hatte. Ich wußte, daß sich ein Photo von ihr in einem Medaillon befand, und dieses Medaillon in einem Schrank, in dem ein weißes Brautkleid mit Schleier aufbewahrt wurde. Für Lisa wäre es eine Katastrophe gewesen, wenn ich jemand von meinen Beobachtungen im Zimmer des Professors erzählt hätte. Warum es eine Katastrophe gewesen wäre, verstand ich nicht, aber ich schwor, zu schweigen wie ein Grab. Möglicherweise habe ich nicht diese Worte benutzt. Aber wie ich mich auch immer ausgedrückt habe, das ist der Kern. Jedenfalls kam zwischen uns ein Abkommen zustande. Nach diesem Abkommen kam das Ende. Ich bin der einzige Mensch, der davon Zeugnis ablegen kann.

Alles begann mit einem närrischen Zwischenfall. Er hatte wirklich mit Verrückten zu tun. In jedem Viertel gab es ein paar Verrückte. An zwei von ihnen kann ich mich erinnern. Einer war Tutis Lymi. Eigentlich wohn-

te Tutis Lymi in einem anderen Viertel, in der Nähe der Maternität, doch er kam fast täglich durch unser Sträßchen. Lymi war kurzgewachsen, trug zerlumpte Kleider, und aus seinem Mund floß ständig Speichel. Sobald er in der Straße auftauchte, stürzten sich die Kinder und die Hunde auf ihn. Lymi ging ungerührt weiter, wenn er überhaupt auf etwas reagierte, dann nur auf die Hunde. Er sammelte Alteisen, verrostete Kessel, Dosen und Blechstücke, und wie man sich erzählte, hatte er um seine Hütte herum einen hohen Zaun aus diesen Metallabfällen gebaut. Lymi war harmlos, deshalb verfolgten ihn die Kinder bis zum Ende der Straße mit ihren Spottgesängen. Ich hielt mich von ihm fern, weil mir beim Anblick der Speichelfäden an seinen Lippen übel wurde. Von seinen Ausdünstungen gar nicht zu reden. Er zog eine stinkende Wolke hinter sich her, was wahrscheinlich der Grund für die Hunde war, ihn zu verfolgen. Lymi hüpfte herum, machte drohende Gebärden, und die Hunde wichen zurück. Wahrscheinlich erschreckte sie das Klappern der Blechteile mehr als sein Geschrei. Lymi hat mit dem angesprochenen Zwischenfall nichts zu tun, dafür aber der andere Verrückte, der bei uns im Viertel wohnte. Er hieß bei den Leuten Tatas Gimi bekannt. Oder der blöde Gimi.

Gewöhnlich trieb sich der blöde Gimi vor dem Brotladen herum. Damals wurde Brot auf Bezugsmarken ausgegeben, und der blöde Gimi war dauernd hungrig. Er war ein grobschlächtiger Kerl mit einem Kürbiskopf und fleischigem Gesicht. Außerdem schielte er. Jeden, der aus dem Laden kam, bettelte er um Brot an, er war wirklich unersättlich, und alle erschrakten, weil er wirklich aussah, als sei er einem Alptraum entsprungen. Anders als Tutis Lymi war der blöde Gimi nicht harmlos. Weder die Kinder noch die Hunde wagten sich an ihn heran. Wenn einer übermütig genug war, ihn zu reizen, wurde Gimi tobsüchtig, rannte hinterher und warf mit allem, was er in die Hände bekam. Einige glaubten, daß Tatas Gimi tatsächlich gar nicht so blöd war. Er kannte sich mit etwas sehr Wichtigem aus, nämlich mit Geld. Für ein paar Münzen, mit denen er sich im Süßwarenladen Schleckereien kaufen konnte, war er zu einer ziemlich abstoßenden Vorstellung bereit: er ließ die Hose herab und stellte seinen Penis aus. Meistens kam es dazu, wenn ihn die Spitzbuben des Viertels (in jedem Viertel gab es außer Verrückten auch Spitzbuben) aus bloßer Albernheit oder um ein Mädchen in Verlegenheit zu bringen, mit dem Spruch aufstachelten: Gimi, zeig ihn vor für zehn Lek! Dann bekam, wer in der Nähe war, Gimis mächtigen Penis zu sehen.

Eines Tages tauchte er vor dem Schuleingang auf. Erst beachtete ihn niemand. Gimi wagte sich gewöhnlich nicht aus der Umgebung unserer Straße heraus, noch nie hatte man ihn vor der Schule zu Gesicht bekommen, und erst recht nicht um die Mittagsstunde. Schon das hätte uns verdächtig vorkommen müssen. Die Jungen, die herumstanden und warteten, bis es zum Unterricht klingelte, hatten nur eines im Kopf, nämlich ihren Schabernack mit Gimi zu treiben. Er bot sich ihnen auf dem Präsentierteller an, und wenn es gefährlich wurde, konnten sie sich vor seinen Steinwürfen ins Schulgebäude flüchten. Aber keiner getraute sich, den

Anfang zu machen. Das lag nicht an Gimis Steinen. Aber er war in Begleitung zweier Erwachsener, die nicht aus dem Viertel stammten. An die beiden wagte sich keiner heran. Sie hatten Gimi mit Zigaretten eingedeckt, er stieß gewaltige Rauchwolken aus, und die beiden Männer machte Späße mit ihm. Dann ging alles blitzschnell. Lisa erschien am Eingang zum Schulhof. Der blöde Gimi trat vor sie hin, ließ die Hosen herunter, holte seinen Penis heraus und schwenkte ihn hin und her. Die beiden Begleiter des Verrückten waren plötzlich wie vom Erdboden verschluckt. Lisa blieb erschrocken stehen. Gimi, immer noch seinen Penis in der Hand, ließ sie nicht in den Schulhof hinein, bis es ihr schließlich gelang, sich an ihm vorbeizudrängen und zwischen den Kindern hindurch zum Schulgebäude zu rennen.

Der Unterricht begann mit Verspätung. Als Lisa ins Klassenzimmer kam, war sie leichenblaß. Sie setzte sich ans Pult und bat uns, still zu sein. Es geschah selten, daß sie sich ans Katheder setzte, und noch nie hatte sie uns aufgefordert, still zu sein. Eine Stunde lang schauten nur zu, wie Lisa am Katheder saß und schrieb. In der zweiten Stunde kam sie nach der Pause in die Klasse und wies uns an, unsere Schultaschen zu nehmen, leise auf den hinteren Schulhof hinauszugehen und dort auf sie zu warten. Mich bat sie, in der Klasse zu bleiben. Die Schultasche in der Hand und rot bis an die Ohrenspitzen bewegte ich mich in Richtung Pult.

Als der letzte meiner Mitschüler das Klassenzimmer verlassen hatte, strich sie mir über den Kopf. Ich glühte. Mir wurde immer heiß, wenn sie mich streichelte. Sie wollte wissen, ob ich womöglich krank sei, und ich antwortete, nein, ich bin nicht krank. Dann bat sie mich mit leiser Stimme um einen Gefallen. Offensichtlich fürchtete sie, daß jemand draußen vor der Tür stand und uns belauschte. Das bewies mir, daß es um eine wichtige Angelegenheit ging. Nach kurzem Zögern holte sie einen Umschlag hervor, schaute zur Tür und fragte mich wiederum mit leiser Stimme, ob ich bereit sei, den Umschlag dem Professor zu übergeben. Ich war bereit. Aber eines ist sehr wichtig, fügte sie hinzu. Du mußt den Umschlag dem Professor persönlich in die Hand geben, niemand darf etwas mitbekommen, und du darfst deiner Mama und deinem Papa nichts erzählen. Sie übergab mir den Umschlag erst, als ich ihr hoch und heilig versprochen hatte, alles genauso zu erledigen, wie sie es mir aufgetragen hatte. So wie beim ersten Mal, als ich mit dem Brief des Professors zu ihr gekommen war.

Zu Hause kam ging ich geradewegs in mein Zimmer. Durch das Loch im Dielenboden schaute ich nach, ob der Professor in seinem Zimmer war. Er war. Leider war mir meine Mutter an diesem Nachmittag dauernd im Weg. Sie wusch im Hof Wäsche, und ich konnte unmöglich zum Professor gehen, ohne daß sie es mitbekam. So brachte ich die Zeit damit herum, Brunilda in ihrer Wiege zu schaukeln, wenn sie schrie, und wegen der Hitze schrie sie ständig. Als es schon zu dämmern begann, war Mutter endlich mit dem Waschen fertig und hängte die nassen Sachen zum Trocknen auf. Dann kam sie in die Wohnung und kümmerte sich um den

Säugling, so daß ich Gelegenheit hatte, wie ein Dieb die Treppe hinunterschleichen und, wieder wie ein Dieb, ohne anzuklopfen in das Zimmer des Professors einzudringen.

Überrascht schaute er auf. Dann legte er sein Buch auf das Schreibpult und winkte mich heran. Mit einem Blick zur Zimmerdecke legte ich den Zeigefinger vor den Mund. Er warf gleichfalls einen verwunderten Blick zur Decke, dann begriff er und zwinkerte mir zu, um mir zu zeigen, daß ich keine Angst haben mußte. Auf Zehenspitzen ging ich zu ihm hin und legte den Umschlag auf das Schreibpult. Er stellte keine Fragen. Ich verschwand, wie ich gekommen war, schon ein erfahrener Verschwörer. Zurück in meinem Zimmer, schlug mir das Herz bis zum Hals, was mich aber nicht daran hinderte, sofort an dem Loch im Fußboden Position zu beziehen. Der Professor hatte die Ellbogen auf das Schreibpult gelegt und stützte den Kopf in die Hände. Offensichtlich las er. Was er las, konnte ich nicht erkennen, doch ich vermutete, daß es sich um Lisas Brief handelte. Ganz sicher war ich mir, als sein Körper plötzlich zu beben begann. Der Professor schluchzte. Ich hätte am liebsten mitgeweint, ohne recht zu wissen, warum. Da war etwas ganz Verschwommenes, das mit seiner Einsamkeit zu tun hatte. Und mit der schamlosen Szene ein paar Stunden zuvor. Alles lief in einem Punkt zusammen: das verwaiste Brautkleid, das bekümmerte Porträt im Medaillon, die Angst von Mutter, die sogar aus unserer Wohnung ausziehen wollte, der blöde Gimi mit seinem mächtigen Penis in der Hand, die Spitzbuben, die nicht aus dem Viertel gestammt hatten und plötzlich wie vom Erdboden verschluckt gewesen waren, der schwierige Begriff „Bespitzelung“ und das heftige Schluchzen des Professors.

Nach einer Weile stand er auf. Für einen kurzen Moment verschwand er aus meinem Blickfeld, dann war er wieder da. Er setzte sich auf den Stuhl und legte einen Gegenstand vor auf das Schreibpult, der unschwer als das Medaillon zu erkennen war. Lange betrachtete er das Photo. Die Ellbogen auf dem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Dann riß er sich los, nahm ein leeres Blatt Papier und begann zu schreiben. Er schreibt bestimmt an Lisa, dachte ich und irrte mich nicht. Als ich tags darauf nach dem Mittagessen die Treppe herunterkam, um in die Schule zu gehen, wartete er bereits auf mich. Die Tür zu seinem Zimmer stand offen. Als ich hinüberschaute, trafen sich unsere Blicke. An seinem Schreibpult sitzend, hielt er den Finger vor den Mund und winkte mich mit der anderen Hand heran. Das reichte mir. Ich wußte, daß es um den Antwortbrief ging. Es war das letzte Mal, daß ich ihm so nahe kam. Wortlos übergab er mir einen Umschlag, der genauso aussah wie der Umschlag, den ich von Lisa bekommen hatte. Mit blassem Gesicht versuchte er ein Lächeln. Wahrscheinlich wollte er mir Mut machen. Oder er wollte mir zu verstehen geben, daß ich den Brief nur Lisa persönlich überreichen durfte.

In den folgenden Tagen wartete ich vergeblich auf einen Kurierauftrag. Offenbar wollten die beiden mich nicht noch tiefer in die Geschichte hi-

neinziehen. Offenbar hielten sie dies für gefährlich. Gefährlich nicht für sie selbst, sondern für meine Eltern. Das halte ich heute, fünfzig Jahre später, für den Grund. Damals litt ich wie ein kleiner Hund. Weder Lisa noch der Professor vertrauten mir Briefe an, das kränkte mich sehr. Ich wußte ja nicht, was die beiden erwartete.

Der Professor wurde zwei Wochen nach dem Vorfall mit dem blöden Gimi vor der Schule abgeholt. Gimi war diesmal nicht in der Nähe, dafür aber der andere Verrückte, Tutis Lymi. Wenn ich mich nicht genau an dieses Detail, also die Anwesenheit von Tutis Lymi, erinnerte, könnte es sein, daß ich den Tag, an dem sie den Professor abholten, mit dem Tag seiner Ankunft verwechsle. Es regnete wieder, und wieder stand ich am Dielenfenster und schaute hinaus auf die Straße, gleichsam vom Schicksal dazu auserkoren, des Professors Ein- und Auszug im Regen vor der Ewigkeit zu bezeugen. Der Himmel war dunkel. Elsternschwärme flatterten in dem verödeten park des Hauses der Offiziere umher. Und der einzige erwähnenswerte Zeuge außer mir war Tutis Lymi.

Zuerst fingen die Hunde zu bellen an. Ich reckte am Fenster den Hals, sah aber erst einmal nichts. Das Auto, das den Professor abholte, tauchte Sekundenbruchteile, nachdem ich den Hals gereckt hatte, in meinem Blickfeld auf. Auch einige Polizisten und ein Dickwanst aus dem Viertel waren plötzlich da. An Festtagen ging er von Haus zu Haus und forderte die Leute auf, zu den Kundgebungen zu kommen. Dann tauchte von der anderen Seite her Tutis Lymi auf. Die Hunde drehten fast durch, bellten wie verrückt, und er machte drohende Gebärden. Den Hunden folgte ein Schwarm Kinder. Lymi stieß dumpfe Rufe aus, dazu hörte man das Klappern der gesammelten Bleche. Im Hof unseres Hauses versammelten sich die Zivilisten und die uniformierten Polizisten, auf der anderen Seite der Mauer die Leute. Es ließ sich nicht genau feststellen, ob sie neugierig waren, weshalb die Polizei sich eingefunden hatte, oder ob sie dem Verrückten bei seinem aufregenden Scharmützel mit den Hunden und Kindern zuschauen wollten. Mutter kam mit bleichem Gesicht aus dem Schlafzimmer und befahl mir in heftigem Ton, vom Fenster wegzugehen. Das war unnötig, ich hätte den Platz dort sowieso verlassen. Es war nämlich sonnenklar, daß die Menschenansammlung draußen dem Professor galt. Ich ging in mein Zimmer und legte mich vor das Loch im Fußboden, voller Angst, jemand dort unten könnte mich entdecken. Ein vierschrötiger Mann kramte in des Professors Schubladen herum, blätterte Bücher durch und warf alles, was er in den Fingern gehabt hatte, einfach auf den Boden. Ein anderer durchwühlte den Kleiderschrank. Der Professor stand ein wenig abseits, ich konnte gerade noch sein Profil sehen. Dann verließen alle den Raum, und ich ging in die Diele zurück. Mutter bemerkte mich entweder nicht, oder sie hielt es für überflüssig, mich wegzuschicken. Auch sie schaute aus dem Fenster.

Sie stießen den Professor in das Auto. Als es abgefahren war, leerte sich die Straße wieder. Polizisten, Zivilisten, Passanten, die stehengeblieben waren, Kinder, Hunde, alles lief auseinander und verschwand. Am Ende stand nur noch der zerlumpfte Lymi da, dem Speichelfäden an den Mundwinkeln hingen. Offenbar wunderte er sich, daß ihn sowohl die Hunde als auch die Kinder in Ruhe ließen. Als ich hinunterkam, war auch Tutis Lymi verschwunden. Grabesstille herrschte um das Haus herum. Beim Hineingehen blieb ich in der Diele unten stehen und horchte. Das Zimmer des Professors war versiegelt, aus dem Zimmer der alten Frau war kein Geräusch zu hören.

Am Abend spielte Vater auf seiner Violine. Mutter deckte den Tisch für das Abendessen, wir nahmen Platz wie immer, aber er wollte nichts essen. Er bat Mutter, ihm etwas zu trinken zu bringen. Dann wollte er, daß wir ihn alleine ließen. Mutter ging ins Schlafzimmer, ich in mein Zimmer. Ich spürte einen Kloß im Hals, und Tränen liefen mir über die Wangen, als die Klänge von Vaters Geige sich im Haus ausbreiteten. Ich hatte das Bild der Frau aus dem Medaillon vor Augen. Zwischen der Frau aus dem Medaillon und Lisa gab es einen Unterschied. Die eine sah ich im Traum im weißen Brautkleid mit langem Schleier vor mir. Die zweite traf ich im Klassenzimmer, wo sie mir sanft über den Kopf streichelte. Nachts zog sie sich ins Medaillon zurück und gehörte dem Professor, am Tag kam sie in die Klasse und gehörte mir. Ich wußte nicht, was aus der Frau im Medaillon geworden war. Vielleicht hatte der Professor sie in seiner Manteltasche mitgenommen. Auch was aus Lisa wurde, erfuhr ich nicht. Am nächsten Tag erschien sie nicht zum Unterricht. Auch am übernächsten Tag nicht. An keinem Tag mehr. Das einzige, was ich noch hatte, waren die Klänge der Geige meines Vaters.

Fatos Kongoli: Hundehaut (Roman)
Ammann Verlag (Zürich) 2006